

Susanne Kamperdick

Sr. Susanne Kamperdick, geboren 1969, trat 1993 bei den Clemensschwestern in Münster ein. Seit Oktober 2013 ist sie Noviziatsleiterin, Oberin im Ausbildungskonvent, Organistin im Mutterhaus und leitet den Arbeitskreis der Gemeinschaft für Berufungspastoral. Zehn Stunden pro Woche arbeitet sie im Krankenhaus in der Physiotherapie.



Susanne Kamperdick

Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter?

„Herr, segne mit der Kraft Deines Segens diese Professringe.
Sie seien Zeichen der Treue zu Jesus Christus und zu dieser Gemeinschaft.
Erinnere die Schwestern, die sie tragen werden,
täglich an das Kreuz Deines Sohnes, von dem alle Liebe ausgeht,
und an die Macht Deiner Auferstehung.
Festige sie im Glauben und bestärke sie in der Hoffnung.
Erneure immer wieder ihre Liebe im Heiligen Geist.
Amen.“

(Feier der Ewigen Profess, Pfingstsonntag 2003)

Ursprung der Clemensschwestern

Seit 23 Jahren gehöre ich zu der Gemeinschaft der Clemensschwestern. Unser Mutterhaus befindet sich in Münster in Westfalen. In unserer Ordensgemeinschaft leben wir z. Zt. mit

298 Schwestern und einer Novizin, unser Durchschnittsalter liegt bei 80 Jahren. Gegründet wurde unsere Kongregation von Clemens August Droste zu Vischering 1808, also mitten in den napoleonischen Kriegen und der daraus folgenden Säkularisation, eine Zeit großer Not. Er gründete eine Gemeinschaft

von Krankenwärterinnen, Barmherzigen Schwestern, die die Kranken in ihren Häusern pflegten. Schon bald kam zu der ambulanten Pflege die stationäre Pflege im Clemenshospital dazu. Als „die Schwestern vom Clemenshospital“ kamen wir zu dem Namen, unter dem wir in Münster bekannt sind: Clemensschwestern!

Als die Kongregation 1858 die kirchliche Anerkennung bekam, erhielt sie den Namen: Barmherzige Schwestern von der allerseligsten Jungfrau und schmerzhaften Mutter Maria. Die schmerzhafteste Mutter wurde ihre Patronin. Lange hatte ich Schwierigkeiten mit dem offiziellen Namen. Bis einmal auf einem Besinnungstag dieser Name so erklärt wurde: Marias ganzes Leben steckt darin! Ihre Geburt, die Verkündigung und die Geburt ihres Sohnes, sein Tod und seine Auferstehung, Pfingsten, ihr eigener Tod und Aufnahme in den Himmel. Es steckt viel Freude in diesem Namen und tiefer Schmerz. Maria hat all das kennengelernt und durchlebt, und in allem kann sie mir Schwester, Mutter sein. In allem, was mir begegnet und was in der Welt heute geschieht.

In den „16 Blättern“, die unsere erste Ordensregel waren, schrieb unser Stifter: *„Ich will noch etwas von dem sagen, wie ich wünsche daß die Krankenwärterinnen das Handeln mit dem Bethen vereinigen mögen, aber die Zeit fehlt, also davon für jetzt nur dieß: Gott beständig im Sinne haben; nie ohne Ihn seyn; für Ihn handeln; Ihn während dem Handeln oft begrüßen; die Sehnsucht nach vertraulicher Unterhaltung mit Gott immer im Herzen haben, aber die Befriedigung dieser Sehnsucht mit großer Leichtigkeit aus Liebe zu*

Gott, und zum Nächsten, verschieben, bis die ausschließlich dazu bestimmte Zeit kömmt; dann, wenn diese Zeit da ist, wie von selbst in diese Unterhaltung mit Gott vertieft werden und dann dort als in dem Mittelpunkte der Seele und des Herzens ruhen – so wünsche ich es allen Krankenwärterinnen und mir.“ (Clemens August Droste zu Vischering) Er wünschte sich Frauen für seine Gemeinschaft, die tief mit Gott verbunden sind und aus dieser Verbundenheit heraus ihre Arbeit tun und ihr Leben gestalten und auf die Menschen um sie herum eingehen. Diese Haltung habe ich schon früh bei den Schwestern in unserem Dorf erfahren.

Mein Weg in die Gemeinschaft

Ich komme aus einem Dorf am Niederrhein. Unsere Schwestern, die zu fünf ein kleines Altenheim führten, kannte ich von klein auf. Eine Schwester war Gemeindeschwester, also in der ambulanten Pflege tätig, eine andere Leiterin des Kindergartens. Sie gehörten zur Gemeinde, waren in der Kirche präsent und Anlaufstelle für mancherlei Nöte. „Unsere Schwestern“ eben!

Mit 13 Jahren las ich Bücher, in denen Ordensschwestern vorkamen – und ich wusste, dass auch ich so leben wollte. Zielgerichtet begann ich mit Gebetszeiten, in denen ich den Rosenkranz betete oder aus Gebetbüchern, die ich im Haus fand. Gemeinsam mit einer Freundin (die heute ebenfalls Clemensschwester ist) nahm ich Kontakt zu unseren Schwestern auf. Wir gingen jede Woche dorthin, um mit den Heimbewohnerinnen Mensch-ärgere-dich-nicht und Rommé zu spielen. Ich fragte die Oberin nach Büchern über die Gemeinschaft

und schrieb große Teile daraus ab. Diese Oberin wurde meine erste geistliche Begleiterin, ohne dass sie sich selbst je so gesehen hätte. Bei ihr und den anderen Schwestern fühlte ich mich angenommen. Ich durfte so sein, wie ich war, konnte meine Fragen stellen und mein Leben mit-teilen. Diese Erfahrungen haben mich und meinen weiteren Weg geprägt.

Im Laufe der Jahre weitete sich der Kontakt aus. Als eine Schwester aus unserer Gemeinde in einen anderen Konvent versetzt wurde, besuchten meine Freundin und ich sie dort und lernten so weitere Schwestern kennen. Ab 1987 nahmen wir jedes Jahr an der Kar- und Osterliturgie im Mutterhaus in Münster teil. Ich liebte besonders die Anbetung am Gründonnerstag. Die Zeit bis 24 Uhr verging wie im Flug. Wenn ich im Mutterhaus war, besonders in der so genannten Exerzitienkirche, fühlte ich mich zu Hause - angekommen! Es fiel mir immer schwer, am Ostersonntag wieder zu meiner Familie zurückzukehren.

In der Ausbildung zur Krankengymnastin, die ich in der Eifel absolvierte, erlebte ich zum ersten Mal, die Einzige aus dem Kurs zu sein, die sonntags zur Kirche ging. Ich kam ca. alle zwei Wochen nach Hause und pflegte weiter meine Kontakte zu den Clemensschwestern. Es gab es eine Phase, in der ich glaubte, dass es doch nicht der richtige Weg für mich sei, Ordensschwester zu werden. Eine Freundin hatte Kontakt zur Fokolarbewegung und ich begleitete sie zu einem großen Treffen in Köln. Doch ohne die Perspektive, Clemensschwester zu werden, fühlte ich mich wie enturzelt – es ging mir erst besser, als ich meine innere Ausrichtung auf

den Eintritt wieder aufgenommen hatte. Nach meiner Ausbildung zur Krankengymnastin machte ich mein Anerkennungsjahr in einem Krankenhaus, das zu der Zeit der Gemeinschaft gehörte. Dort nahm ich fast jeden Abend an der Vesper teil und die Laudes betete ich morgens für mich allein. So wurde ich bereits mit dem Stundengebet vertraut. Danach ging ich für ein Jahr nach Süddeutschland in eine Praxis für Physiotherapie, um aus größerer Distanz meine Entscheidung, Clemensschwester zu werden, zu überprüfen. Eine zukünftige Mitschwester, zu der ich Kontakt hatte, erklärte mir Grundzüge der Meditation, nämlich den Namen Jesus mit dem Atem zu verbinden. Seitdem meditierte ich fast täglich 20 Minuten. Ich hatte sehr nette Kolleginnen und Kollegen und manche Kontakte von damals, z. B. aus dem Kirchenchor, halten bis heute.

Eintritt und die ersten Jahre im Kloster

Endlich: 1993, mit 24 Jahren, konnte ich eintreten! Meine Freundin brauchte wegen ihres Arbeitsplatzes noch Zeit (sie kam vier Monate später), aber ich wollte nach elf Jahren Warten und Sehnen den Eintritt nicht weiter hinausschieben. Ich glaubte mich am Ziel meiner Wünsche – und stellte bald fest, dass ich mich auf einen lebenslangen Prozess eingelassen hatte und der Weg erst richtig losging!

Zum Zeitpunkt meines Eintritts waren eine Schwester im Noviziat und sechs Schwestern im Juniorat. Von diesen sieben haben fünf die Gemeinschaft verlassen. Und meine Freundin und ich sind geblieben. Erstaunlich?! Vielleicht! Oder? Einschneidend war für mich das

erste Generalkapitel, in das ich als Juni-
oratschwester gewählt wurde. In die-
sem Kapitel wurde ich „erwachsen“:
Mein Idealbild von unserer Gemein-
schaft wurde heftig erschüttert. Es gab
Konflikte, die unter der Oberfläche
schwelten und nicht greifbar wurden.
Ich litt unter der Spannung, dennoch
war mir klar: Ich gehöre zu dieser Ge-
meinschaft, so wie sie ist. Nicht nur ich
habe meine hellen und dunklen Seiten,
sondern die Gemeinschaft im Ganzen
ebenso! Am Ende des Kapitels renkte
sich vieles wieder ein, doch meine „ro-
sarote Brille“ war verschwunden.

„Ich gehe meinen Weg vor Gott im Lande der Lebenden.“ (Ps 116,9)

„Ich gehe meinen Weg vor Gott im Lan-
de der Lebenden.“ (Ps 116,9) - Dies ist
mein Professwort. Ich habe es kennen-
gelernt im interkongregationalen Novi-
ziat, das 1995 in Stapelfeld bei Olden-
burg stattfand. Wir waren zu 15
Ordensleuten im Postulat oder Noviziat
aus zehn Gemeinschaften, zwei Männer
und 13 Frauen. Gemeinsam verbrachten
wir acht Wochen, in denen wir uns in
etwa unter Gleichaltrigen befanden und
uns aneinander reiben konnten. Es ent-
stand ein tiefer Zusammenhalt in dieser
Zeit, trotz oder wahrscheinlich wegen
all der Krisen, die wir miteinander er-
lebten. Von diesen 15 sind fünf weiter-
hin in ihrer Gemeinschaft. Immerhin...!
„Ich gehe meinen Weg vor Gott im Lan-
de der Lebenden.“ - Ich bin Gott wich-
tig, „teuer und kostbar in seinen Au-
gen“, wie es in Jesaja 43 heißt. Ich gehe
meinen Weg – so, wie er ist, mit Kurven,
Schluchten, Steigungen, Sackgassen,
lieblichen Tälern, weiten Ebenen, Wüs-

ten, Oasen... Aber ich gehe diesen Weg
nicht allein: Ich gehe vor Gott und mit
Gott und zu Gott. Er hat mich geschaf-
fen, und mein Weg hat ein Ziel: Gott. Er
gibt mir Menschen, die mitgehen. Wir
sind einander Geschenk und Herausfor-
derung – wir alle leben „vor Gott im
Land der Lebenden“.

„Ich gehe meinen Weg vor Gott im Lan-
de der Lebenden.“ - Bereits im zweiten
Noviziatsjahr zeigte sich eine tiefe Le-
benswunde. Ich bekam therapeutische
Begleitung, aber vor allem wusste ich
mich immer getragen von meiner Ge-
meinschaft. Immer gab es Schwestern,
bei denen ich mein Herz ausschütten
und mir Halt holen konnte. Immer gab
es Schwestern, die mich herausforder-
ten und meine Fähigkeiten einforder-
ten. So hatte ich die besten Bedingun-
gen, mich auf den Weg der Heilung
einzulassen, um zu wachsen. Vor der
Ewigen Profess machte ich 30-tägige
Exerzitien, in denen ich die Erfahrung
machen durfte, dass Jesus Christus in
meinem Herzen spricht. Er führte mich
durch meine tiefste Wunde hindurch
zur Hingabe an ihn.

Neue Herausforderungen

Nach der ersten Profess habe ich zehn
Jahre in Münster im Ausbildungskon-
vent gelebt (erst als Junioratschwester,
dann noch vier Jahre nach meiner ewi-
gen Profess) und als Physiotherapeutin
gearbeitet. Es folgten sieben Jahre in
einem Krankenhaus, welches unserer
Stiftung gehört. Ich wurde zur Vertre-
terin der Oberin im Konvent gewählt und
bekam zur gleichen Zeit die stellvertre-
tende Leitung in der Physiotherapie. In
diesen Jahren konnte ich meine ersten
Erfahrungen in einer Leitungsposition

sammeln. Eine gute Ergänzung zum Konventsleben waren die Arbeit im Krankenhaus und das Singen im Kirchenchor. Beides machte mir viel Freude. Durch den Chor nahm ich regen Anteil am Gemeindeleben und lernte viele Menschen kennen.

2010 fuhr ich zum ersten Mal zur Arbeitsgemeinschaft Berufungspastoral der Orden (AGBO) in Hünfeld. Einerseits fühlte ich mich dort als Physiotherapeutin völlig fehl am Platze, andererseits hatte ich den Eindruck, am Puls des Ordenslebens zu sein, und ich ahnte, dass diese zwei Tage mein Leben verändern würden! 2011 wurde in unserer Gemeinschaft ein Arbeitskreis für Berufungspastoral und geistliche Bildung gegründet. Ich übernahm die Leitung, was ich mir früher nie zugetraut hätte. 2013 begann ich mit der Ausbildung „für Verantwortliche in der Ordens- und Priesterausbildung“ bei RUACH, die anderthalb Jahre dauerte und ich wurde wieder nach Münster versetzt, um die Formationsleitung zu übernehmen. Die Teilnahme an der AGBO-Tagung hatte also wirklich mein Leben verändert! Wir begannen mit vier Professschwestern als Ausbildungskonvent in einem Haus direkt neben dem Mutterhaus. Im Mai 2014 kam eine Postulantin, die mittlerweile Novizin ist.

Eine Krise

Meine größte innere Auseinandersetzung in Bezug auf Bleiben oder Austreten hatte ich einige Jahre nach der Ewigen Profess. Ich fragte mich, ob das Leben in einer überalterten Gemeinschaft tatsächlich mein Weg ist, ob ich nicht „draußen“ lebendiger und flexibler sein könnte.

Es gibt eine Geschichte von einem Mönchsvater, der den Wunsch nach Frau und Kindern spürte. Um diesen Wunsch zu prüfen, machte er sich aus Ton eine Frau und einige Kinder und sagte sich: „So, nun muss ich hart arbeiten, um sie alle zu ernähren!“ Er probierte es einige Zeit aus und merkte, dass es ihm zu anstrengend war. Und so blieb er Mönch. Ich habe diese Geschichte als Anregung genommen, um mir möglichst konkret auszumalen, wie das sein könnte, wenn ich nicht mehr Clemensschwester wäre. Eigene Wohnung, eigenes Auto, ein riesiges Bücherregal im Wohnzimmer, größere Reisen, öfter mal ausschlafen...?

Doch ich sah auch, dass ich als Clemensschwester in einem großen Zusammenhang lebe: im Konvent, in

Autoreninfo

Die genauen Angaben zur Autorin finden Sie in der gedruckten Ausgabe.

meiner Gemeinschaft, im Netz der Orden Deutschlands. Hier kann ich überall meine Fähigkeiten einbringen, Kontakte pflegen, viele Fragen besprechen und ich habe Freude daran. Außerhalb der Gemeinschaft könnte ich vielleicht in einer Pfarrgemeinde mitarbeiten, aber mehr wahrscheinlich nicht. Und der Gedanke, auf Dauer allein zu leben, gefiel mir auch nicht - vor allem, ohne meine Mitschwestern zu leben! Mir wurde neu bewusst, dass ich mich in der Gemeinschaft der lebenden und der verstorbenen Clemensschwestern ge-

borgen weiß. Ich danke an dieser Stelle vielen von ihnen von Herzen für ihr Mitgehen und ihr Gebet! Vor allem durfte ich in dieser Situation tiefer erfahren, dass Jesus Christus mich liebt und dass von ihm her in der Gemeinschaft der Clemensschwestern mein Platz ist. So konnte ich mich entscheiden zu bleiben.

Warum bleibe ich Clemensschwester?

Die Gemeinschaft ist für mich ein Ort des Heilens, des Heiles geworden. Mit meinen Möglichkeiten und mit meinen Verletzungen darf ich da sein, wachsen, meine Fähigkeiten kennenlernen und einbringen. In unseren „Weisungen“ (so heißen unsere Konstitutionen) heißt es zu Beginn. „Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben (Joh 14,6). Er allein ist unsere letzte Norm. Sein Leben und Wort sind das Grundgesetz der Barmherzigen Schwestern.“ Jesus Chris-

tus hat die Liebe gelebt - eine Liebe, die ihn durch Kreuz und Tod zur Auferstehung führte. Ich darf seine barmherzige Liebe erleben und weitergeben, in ihr leben und versuchen, mit meinem Leben auf sie zu antworten. Dafür ist mein Professring ein Symbol. Gemeinsam mit meinen Mitschwestern darf ich in der Nachfolge Jesu Christi leben, damit unsere Gemeinschaft, so klein und überaltert sie auch ist, für andere Menschen ein Ort des Heilens und des Heiles sein kann. Einmal stolperte ich über den Satz: „Er, der uns berufen hat, hält unablässig Fürsprache für unsere schwache Gemeinschaft.“ Mir sagt das: Jesus ist im Boot - wir brauchen ihn nicht erst dazuzuholen! Der Weg zeigt sich, wenn wir gemeinsam suchen, Wege ausprobieren, verwerfen, neue Wege gehen - denn: Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. In dieser Hoffnung gehe ich weiter meinen Weg als Clemensschwester vor Gott im Land der Lebenden!